

Univ.-Prof. Mag. Dr. Konstanze Fliedl

verhört

Die Literaturwissenschaftlerin Konstanze Fliedl hielt am 25. Juni 2009 ihre Antrittsvorlesung zum Thema "verhört". In einem Gastbeitrag hat die Professorin, die seit September 2007 Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik lehrt, ihre Antrittsvorlesung zusammengefasst.

Im zweiten Teil seiner Autobiographie "Die Fackel im Ohr" berichtet Elias Canetti, Mitte der zwanziger Jahre seien bestimmte psychoanalytische Vokabeln in der Wiener Gesellschaft ungemein in Mode gekommen. Das Wort der Stunde sei "Fehlleistung" gewesen.

Fehlleistungen, schildert Canetti, seien "eine Art von Gesellschaftsspiel" geworden: "Um das beliebte Wort häufig gebrauchen zu können, wurden sie am laufenden Band produziert, in jedem noch so animierten und anscheinend spontanen Gespräch kam ein Moment, da man es dem Partner am Mund absehen konnte: jetzt kommt eine Fehlleistung. Und schon war sie draußen, schon konnte man selbstgefällig zu ihrer Erklärung schreiten, die Prozesse aufdecken, die zu ihrer Bildung geführt hatten, und dabei so ausführlich wie unermüdlich von eigenen Dingen sprechen, ohne aufdringlich privat zu wirken, denn man nahm teil an der Aufklärung eines Prozesses von allgemeinem, sogar wissenschaftlichem Interesse."

Freuds Spielanleitung

Die Spielanleitung zu solchen Darbietungen hatte Sigmund Freuds Schrift "Psychopathologie des Alltagslebens" geliefert. Sie war zwar schon 1901 erschienen, aber Freud hatte in zahlreichen weiteren Auflagen jeweils neues Material hinzugefügt, das von Patienten, Freunden und Bekannten stammte, so dass die von Canetti beschriebene Gesellschaftspraxis offenbar tatsächlich wieder in das Buch zurückfloss, als ein analytischer, sich selbst reproduzierender Regelkreis. Stimmt Canettis Verdacht, so handelte es sich dabei allerdings um hochgradige Fiktionen mit dem "Krankheitsgewinn" der leicht anrühigen Selbstinszenierung. Darüber hinaus hat das Buch von den Fehlleistungen wohl eine weitere verborgene Qualität, jedenfalls für meine Alterklasse, nämlich eine unbestreitbare Trostfunktion.

Warum wir vergessen,...

Ausgesprochen beruhigend sind die Abschnitte über das Vergessen, vor allem das Namensvergessen: Ein wie auch immer peinliches unbewusstes Motiv ist einem dabei immer noch lieber als die schlichte geriatrische Erklärung. Die blöde Vergesslichkeit wird zum interessanten Symptom geadelt. Ebenso sehen sich dumme Tollpatschigkeiten nobilitiert: Egal, ob man eine Vase zerbricht, auf der Treppe stolpert oder sich mit Suppe bekleckert - die Theorie von den Fehlleistungen weiß Rat und findet verborgene psychische Ursachen.

...uns verlesen und verschreiben

Neben dem Vergessen und dem Vergreifen, wie Freud solche physischen Kleinunfälle nennt, widmet sich seine Schrift besonders ausführlich zwei weiteren Phänomenen, dem Verschreiben und dem Verlesen, was nicht wunder nimmt: Wenn schon jede stumme Fehlleistung der Indikator einer verborgenen Geschichte ist, also einer Narration, eines unbewussten Textes, dann ist es natürlich umso spannender, wie ein realer, manifester Text von der Schrift des Unbewussten gleichsam gestört wird. Freud selbst, so berichtet er, verliert sich beispielsweise bei der Zeitungslektüre; statt der Wendung "Zu Fuß durch Europa" hat er "Im Faß durch Europa" gelesen. Was hat das zu bedeuten? Freuds Selbstanalyse schlägt folgenden Assoziationsgang vor: Im Fass liegt bekanntlich der philosophierende Diogenes, vor das Fass tritt König Alexander von Mazedonien. Das Fass ist also ein Mittel der Beförderung, das einen von der geringen Position des Denkers zur einflussreichen Stellung des Machtmenschen transportiert. Diese Beförderung, was kann sie anderes sein als der Freud damals noch bevorstehende und ersehnte Karriereschritt: nämlich, zum Professor der Universität Wien ernannt zu werden.

Was Freud nicht erwähnt

Sind also bestimmte eigene Fehlleistungen auf diesem Berufs- und Berufungsweg durch einen der größten Alumnus des Hauses so einschüchternd wie tröstlich legitimiert, zeigt sich die ganze Reihe der von Freud beschriebenen Phänomene – also Vergessen, Vergreifen, Verschreiben, Verlesen – als alltägliche, jedem bekannte und ungemein häufig auftretende Vorkommnisse, die nun als sinntragend interpretiert werden können. Und dabei fällt eines auf: Unter den hunderten Beispielen, die Freud hier erzählt, unter all den Exempeln körperlicher und mentaler Missgriffe fehlt auf signifikante Weise ein bestimmtes: nämlich, der Verhörer. Nicht einen einzigen Fall dieser Fehlleistung hat Freud referiert. Und das, obwohl sie vermutlich mit derselben Frequenz auftritt wie der Versprecher; bereits Jean Paul hatte in den "Flegeljahren" festgestellt, es könne "in Deutschland und fast auf der Erde jeder, der sich verspricht, auf einen zählen, der sich verhört; so wenige Ohren, ob sie gleich doppelt am Kopfe stehen, gibt es für die hiesigen Zungen". Nichts davon bei Freud. Und darauf beziehe ich also meine schlichte Ausgangsfrage: Warum fehlt in der "Psychopathologie des Alltagslebens" ausgerechnet der Verhörer?

Politisch unkorrekte "Verhörer"

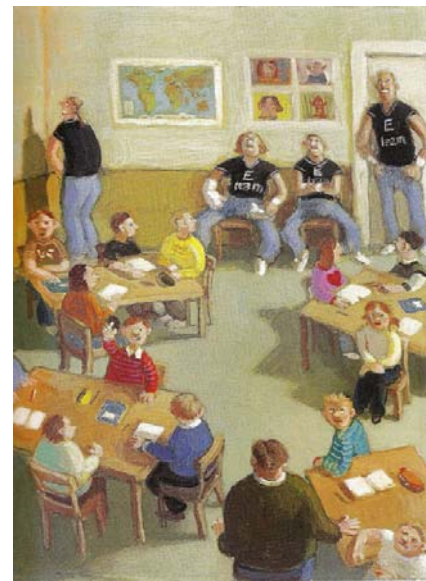


Diese Nicht-Erwähnung ist umso markanter, als Verhörer ausgesprochen beliebte Fehlleistungen sind. Sie wurden denn auch vielfach gesammelt, unter anderem von dem in Bayern lebenden Journalisten Axel Hacke, der nun schon drei kleine Bände unter ein vielsagendes Titelzitat gestellt hat. Es stammt aus Matthias Claudius' "Abendlied", dessen erste Strophe bekanntlich folgendermaßen endet: "Der Wald steht schwarz und schweiget, / Und aus den Wiesen steigt / Der weiße Nebel wunderbar". Gleich zwei Gewährsleute führt Hacke für folgenden Verhörer an: "Und aus den Wiesen steigt / Der weiße Neger Wumbaba" (Hackes Münchener Gewährsmann übrigens hat darüber hinaus auch noch verstanden: "Und aus der Isar steigt ...").

Wie man sieht, sind Verhörer alles andere als politisch korrekt. Auch in anderen Belangen verhalten sie sich keineswegs stubenrein, dafür ein weiteres Beispiel von Hacke. Nicht nur an Universitäten, sondern auch an bayrischen Schulen sind offenbar in den letzten Jahren sogenannte Evaluatoren eingezogen. Als eine Würzburger Grundschulklasse von einem solchen Evaluationsteam besucht worden sei, habe der Lehrer die Kinder, gleich als Fremdwörtertest, danach gefragt, ob sich wohl noch jemand an den Namen der Gäste erinnern könnte, worauf ein Junge wie aus der Pistole geschossen geantwortet habe, das sei doch das Ejakulationsteam. Aufgrund solcher Befunde lässt sich freilich nicht leugnen, dass unbewusste Motive bei Verhörern mitspielen mögen, und umso nachdrücklicher stellt sich die Frage, warum sie bei Freud nicht verzeichnet sind.

Unbewusste Sinnkonstruktion

Das bei Hacke und andernorts zusammengetragene Material lässt sich jedenfalls phänomenologisch folgendermaßen klassifizieren: Das sich verhörende "Subjekt" kann zwar allen Altersgruppen angehören, überrepräsentativ häufig sind allerdings Belege von Kindern. Meine Schwester zum Beispiel pflegte als Kind bei "Backe, backe Kuchen" die Zeile "Safran macht den Kuchen gel" beharrlich als "Saft dran macht den Kuchen gelb" zu singen, eine, wie ich finde, sehr praktische und sparsame Ersetzung. Der Sohn unseres Institutsvorstandes hingegen sang das ihm nicht geläufige "Halleluja" offenbar in Hinsicht auf eine Kinderfreundin, ebenso beharrlich und einleuchtend als "Hallo, Julia". Diese Beispiele erhellen zweitens auch noch das Objekt von Verhörern. Fehlgehört werden sehr gerne Liedertexte und, natürlich, fremdsprachige Äußerungen.

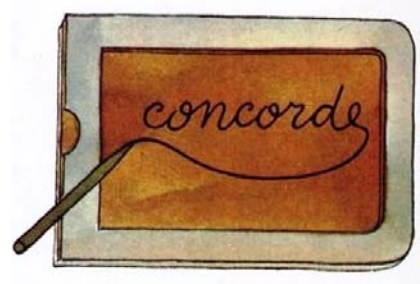


Unerschöpfliches Material dazu präsentieren etwa die websides "songverhoerer.de" oder "kissthiguy.com" ("kissthiguy" ist dabei der Verhörer einer Zeile aus Jimi Hendrix' "Purple Haze" und heißt eigentlich "scuse me while I kiss the sky"). Was bei einem Verhörer geschieht, lässt sich also vorerst und vorsichtig einmal so beschreiben: Ein übermittelter Code enthält eine nicht dechiffrierbare Stelle. Diese Stelle kann akustisch verderbt sein, es kann sich aber auch einfach um verzerrte oder unbekannte Signifikanten handeln, die im Wortschatz des Kindes oder des nicht-muttersprachlichen Hörers nicht oder noch nicht auftauchen. Einer, der sich verhört, macht also Folgendes: er versucht, eine akustisch "leere" Stelle durch die Konstruktion eines ihm bekannten oder vertrauten Signifikanten auszufüllen, also gleichsam eine Sinnbrücke zu bilden. Verhörer sind immer auch aktive, wenngleich unbewusste Versuche der Sinnkonstruktion.

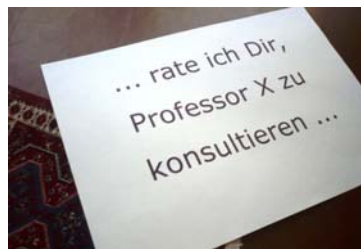
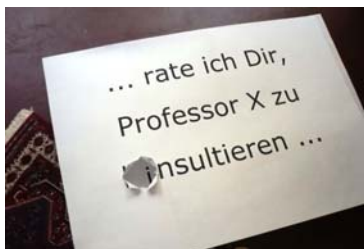
Geheime Texte

Und spätestens hier darf man sich als Philologe aufgerufen fühlen. Denn die Herstellung eines Sinnes sprachlicher Äußerungen ist nun wirklich eine Grundlage unseres Geschäfts. Man kann daher, und ich habe das auch andernorts versucht, sprachliche Fehlleistungen mit textkritischen Modellen, die unsere Wissenschaft liefert, in Beziehung bringen. Lassen Sie mich daher noch einmal kurz auf die Freudschen Fehlleistungen des Versprechens und Verlesens zurückkommen. Freud

selbst hat für solche Versuche ein berühmtes Modell angeboten, den sogenannten Wunderblock. Das ist ein noch heute als Kinderspielzeug erhältliches Gerät, bestehend aus einer Wachstafel und einer darüber gelegten Folie. Eine Beschriftung der Folie kann gelöscht werden, indem man sie von der Wachstafel trennt; auf der Wachstafel bleiben die Einschreibungen jedoch erhalten. Analog zur psychischen Topik lässt sich also eine Zwei-Schichten-Struktur denken: Auf der Oberfläche befindet sich ein manifester Text, das, was wir als soziale und gesellschaftskonforme Wesen entweder sprechen oder lesen, äußern oder rezipieren. Darunter jedoch liegt ein geheimer Text, der des Unbewussten, der jener Wünsche und Strebungen, die von der Zensur des Über-Ichs unterdrückt worden und uns daher selber nicht bewusst sind.



Wenn das Unbewusste sichtbar wird



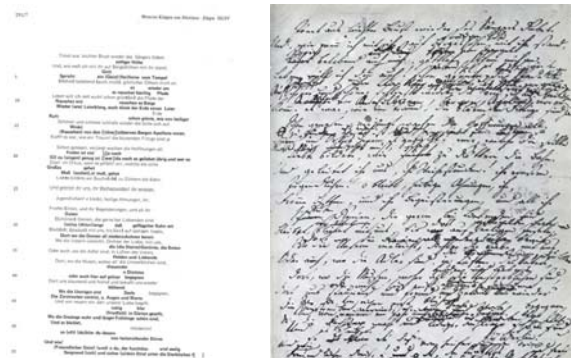
Was also geschieht beim Verschreiber oder Verleser? Beim Verschreiber fertigen wir selbst einen Text an, der mit den eigenen und mit den gesellschaftlichen Normen konform geht – der aber plötzlich durch einen unerlaubten Affekt gestört wird, dieser bislang unterdrückte Impetus kommt plötzlich ans Tageslicht. Eins von Freuds Beispielen bezieht sich auf die Empfehlung, einen bestimmten Spezialisten zu Rate zu ziehen, dem man aber, wegen seiner habituellen Unhöflichkeit, leise grollt. So wird aus dem "... rate ich Dir, Professor X zu konsultieren" ein: "rate ich Dir, Professor X zu insultieren", also im Gegenzug auch zu beleidigen. Auf ein Textmodell übertragen, würde das heißen: die Oberfläche oder Folie unseres Texts zerreißt, und darunter kommt die unbewusste Botschaft zum Vorschein.



Beim Verleser hingegen muss man sich die Schichten des Wunderblocks gleichsam umgekehrt denken: Vor uns liegt ein manifester Text, um beim zitierten Beispiel zu bleiben: "Zu Fuß durch Europa". Über diesen Text legt das bzw. Freuds Unbewusstes nun seine Lesart, "Im Faß durch Europa". Beide Fehlleistungen lassen sich daher als ein Text-

Schichtenmodell darstellen. Und solche Modelle sind uns Philologen außerordentlich gut vertraut; wir kennen sie aus der Disziplin der Textkritik. Entziffern wir die Handschrift eines Autors, so finden wir unter Umständen Überschreibungen und Korrekturen, die im Prinzip verschiedenen Text-Schichten, das heißt in diesem Fall: Entstehungsstufen des Textes, entsprechen. In der Editorik werden Wege gesucht, solche Schichten auch

Beim Verleser hingegen muss man sich die Schichten des Wunderblocks gleichsam umgekehrt denken: Vor uns liegt ein manifester Text, um beim zitierten Beispiel zu bleiben: "Zu Fuß durch Europa". Über diesen Text legt das bzw. Freuds Unbewusstes nun seine Lesart, "Im Faß durch Europa". Beide Fehlleistungen lassen sich daher als ein Text-



graphisch darzustellen. Man kann auf diese Weise versuchen, die Genese, also Entstehung, eines Textes vom ersten niedergeschriebenen Wort über alle Verbesserungen und Ergänzungen hinweg bis zur letzten vom Autor gemeinten Version zu rekonstruieren. Wo das Unbewusste des Autors dabei bleibt, ist nicht ganz leicht zu sagen. Ganz offensichtlich gibt es manchmal auch bei Schriftstellern Verschieber, die sich dem Diktat des Unbewussten verdanken. Auf der anderen Seite handelt es sich um höchst bewusste Korrekturvorgänge, um ein klares ästhetisches Kalkül. Wo genau in diesem Spektrum zwischen tiefenpsychologischer und rationaler Entscheidung die künstlerische Tätigkeit anzusiedeln ist, bleibt eine offene produktionsästhetische Frage.

Überbrückung des Unverständlichen...



Lässt sich nun auch für den Verhörer, der sich ja nicht schriftlich, sondern akustisch zuträgt, ein ähnliches Modell angeben? Den Vorgang des Sich-Verhörens kann man ungefähr so beschreiben: Auf das Ohr trifft ein Code, der an einer Stelle nicht im Sinn des Senders dekodiert wird. An dieser einen Stelle wird stattdessen ein Ersatz suppliert, der für den Empfänger Sinn macht, wenngleich einen anderen. Für das Verfahren, eine

unentzifferbare Stelle mit einer vermutlichen Bedeutung zu füllen, haben wir Philologen aber in der Tat ein Instrumentarium, und sogar ein besonders altehrwürdiges: die Konjektur. Vor allem bei älteren Dokumenten passiert es natürlich häufig, dass bestimmte Stellen unleserlich werden, das fängt schon bei verwitterten Runen an. Bei Handschriften kann es sein, dass der Beschreibstoff, Papyrus oder Papier, beschädigt wurde, tatsächlich ein Loch hat, eingerissen, beschnitten oder versengt ist; es kann sein, dass der Schreibstoff, etwa Tinte, zerronnen oder verblichen ist, es kann sein, dass der Schriftduktus einfach unleserlich ist. Zu diesen Stellen haben nun Herausgeber seit jeher versucht, den Sinn wiederherzustellen und eine vermutete Lesart anzugeben, eben die Konjektur. Das Wort kommt von lateinisch "con-icere", das wörtlich zusammenwerfen oder -tragen bedeutet. In metaphorischer Weise "wirft" man also einen Sinn ein oder voraus, um die entsprechende Stelle zu überbrücken. Das englische Wort "conjecture" ist dabei durchaus im Alltagsgebrauch und bedeutet nichts anderes als schlicht "Vermutung" oder "Mutmaßung".

...durch eine Mutmaßung

Dieser Vorgang scheint nun keinesfalls unbewusst vorzugehen; der Frühhumanist Nikolaus Cusanus hat unter "coniectura" überhaupt jede menschliche Wahrheitsbehauptung verstanden. Da "muot" im Alt- und Mittelhochdeutschen nicht nur Mut, sondern auch Geisteskraft und Sinn bedeutet, ist das "muot-maßen" durchaus ein Messen mit dem Geist. Das heißt, jeder Herausgeber muss nun plausibel machen, warum er einen bestimmten Lesevorschlag für den besten hält; das Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft definiert die Konjektur denn auch als "argumentativ begründbare Vermutung über den richtigen Text". Kriterien dafür sind etwa der zeitgenössische oder autorentypische Wortgebrauch, stilistische oder auch metrische Eigentümlichkeiten. Obwohl sich der Verhörer daher als eine blitzschnelle, unwillkürliche und in diesem Sinn "unbewusst", also unvermerkt bleibende Konjektur darstellt, geht er erstaunlicherweise nach ganz denselben Kategorien vor.

Von schwierigen...

Bei solch strittigen Stellen etwa unterscheidet die Editionswissenschaft die "lectio facilior", die einfachere Lesart, von der "lectio difficilior", der schwierigeren Lesart. Im Allgemeinen gilt dabei das Prinzip der "lectio difficilior": Man wähle die kompliziertere Lesart, da man davon ausgeht, dass dem betreffenden Autor der komplexere Ausdruck zuzutrauen sei, und dass hingegen die Überlieferungsgeschichte eine "schwere" Stelle aufs Simplere reduziert. Beispiele dafür wäre das genannte "Saft dran" für "Safran" oder auch "kiss this guy" statt "kiss the sky"; hier wird die entlegene oder die metaphorische Bedeutung auf eine gängigere, alltagssprachliche und unbildliche Lesart gebracht. Kindliche Verhörer sind oft, aber keineswegs immer, eine Entscheidung für die lectio facilior. Kinder hören, mit viel Recht, statt "Walz-Werk" "Wald-Zwerg" oder statt "Himmels-Au" "Himmel-Sau". Es gibt aber durchaus auch Gegenbeispiele. In Karl Philipp Moritz' autobiographischem Roman "Anton Reiser" (1785-1790) beispielsweise wird davon erzählt, wie sich der gedrückte und gedemütigte Chorschüler und Freitischesser Reiser während der Gesangsstunden in eine bessere und schönere Wirklichkeit hineinräumt:

"Nichts klang ihm z. B. rührender und erhabener, als wenn der Präfektus anhub zu singen:

Hylo schöne Sonne
Deiner Strahlen Wonne
In den tiefen Flor –

Das Hylo allein schon versetzte ihn in höhere Regionen und gab seiner Einbildungskraft allemal einen außerordentlichen Schwung [...] bis er einmal den geschriebenen Text unter den Noten sah und fand, dass es hieß:

Hüll, o schöne Sonne, usw.

[...] Und nun war auf einmal das ganze Zauberwerk verschwunden, welches Reiser so manchen frohen Augenblick gemacht hatte."

...und einfachen Lesarten

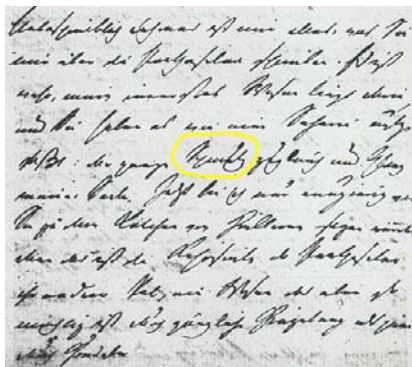
Gegenüber dem Imperativ "Hüll" und dem Vokativpartikel "o" ist die Namensbildung "Hylo" allemal die lectio difficilior. Nun könnte man natürlich spekulieren, dass der Verhörer "Hylo" eine Analogiebildung zu römischen Göttinnen- und Heldinnennamen wie Juno und Dido sei. Jedenfalls ist die Einbildungskraft nicht nur Folge, sondern auch Ursache des Namens. Es scheint also, als hätten die Sinnkonstruktionen über die Codelücken hinweg auch ein irreduzibel schöpferisches und phantastisches Element. Wenn ein Junge, wie Axel Hacke berichtet, im Lied Weißt du, wie viel Sternlein stehen beharrlich singt: "Gott der Herr hat sieben Zähne", dann hat er damit zwar die ihm ungeläufige Form des Endsilbenvokals in "gezählet" beseitigt, also eine lectio facilior vorgelegt, sich aber auch in anthropomorpher Theologie versucht: Gott ist möglicherweise deshalb "groß", weil dem Jungen im Zahnwechsel voraus. Wenn ein anderes Kind betet: "Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geißlein", dann hat es das schwierige Trinitätsproblem zugunsten einer "einfacheren" Märchengestalt aufgelöst, zweifellos aber auch eine Triangulierung mit sehr viel narrativem Potential erfunden.

Vom "Verhörer"...

Es ist daher nicht verwunderlich, dass in der sogenannten Konjekturenkritik vernünftige Begründung und phantastische Spekulation immer wieder konfligieren. Ich präsentiere nur einen berühmten Fall aus der neueren deutschen Literatur, einen Brief Heinrich von Kleists an seine Cousine Marie von Kleist. Nach Kleists Freitod im Jahr 1811 hatte sein Freund Ludwig Tieck eine Edition seiner "Gesammelten Schriften" betrieben, die 1821 auch veröffentlicht wurde und Teile dieses Briefes enthielt. Auf das Lob, das Marie von Kleist dem Drama "Penthesilea" gespendet hatte, antwortete Kleist folgendermaßen:

"Unbeschreiblich rührend ist mir alles, was Sie mir über die Penthesilea schreiben. Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin, und Sie haben es wie eine Seherin aufgefasst: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele."

...zur "Schmerz-oder-Schmutz-Kontroverse"



Besieht man sich aber die überlieferte Handschrift, so kann kein Zweifel sein: Hier steht: "Der ganze Schmutz zugleich und Glanz meiner Seele". Nun ist Tiecks Konjektur nicht ganz so willkürlich, wie sie scheint, denn es handelt sich bei diesem Dokument nicht um einen Autographen, den eigenhändigen Brief Kleists, sondern um eine Abschrift, die Marie von Kleist hatte anfertigen lassen; das Original ist nicht überliefert. Möglicherweise wurde dem Abschreiber auch diktiert, dann könnte "Schmutz" tatsächlich ein Verhörer gewesen sein. Tieck durfte also an einen Hör-

oder Abschreibfehler glauben, wenn er die Lesart verwarf, die das Andenken seines Freundes buchstäblich beschmutzte, und statt dessen eine Konjektur anbrachte, die der Tragik von Kleists frühem Tod angemessen war. Um diese Ersetzung ist in den frühen sechziger Jahren eine Debatte entbrannt, die als die "Schmerz-oder-Schmutz-Kontroverse" in die Geschichte der deutschen Editionswissenschaft einging.

"schnüfflerische" Textkritik

Textkritik ist also ein bemühtes, akkurates und dabei manchmal eigenmächtiges Geschäft. Tatsächlich hat die wissenschaftliche Konjektur bestimmt auch etwas Schulmeisterliches, sie ist eine Verbesserung oder "emendatio", und wer sich darüber weidlich lustig gemacht hat, war der klassische Philologie Friedrich Nietzsche, der sich als Student und Professor dieses Faches dauergeschädigt fühlte und sich selbst als "Conjekturen-Dachshund" bezeichnete. Die Tätigkeit des Textkritikers erschien ihm nicht nur als schnüfflerisch, sondern auch als mechanische Fron am "Conjekturen-Webstuhl", und andernorts sprach er vom "Ameisenleben", das der Wissenschaftler "vergraben unter Dialekten, Etymologien und Conjekturen" führe. Allerdings hat er ebenso das "Unbewußte und Intuitive" der Philologie betont: "auch selbst bei der philologischen Conjektur gibt es ein Erzeugen, das nicht ganz in bewußtes Denken aufzulösen ist". Und schließlich erscheint die Konjektur bei ihm, in nachgelassenen Fragmenten aus den Jahren 1872/73, auch als eine phantastische Antizipation der begrifflichen Reflexion:

"Das philosophische Denken ist mitten in allem wissenschaftlichen Denken zu spüren: selbst bei der Conjektur. Es springt voraus auf leichten Stützen: schwerfällig keucht der Verstand hinter drein und sucht bessere Stützen, nachdem ihm das

lockende Zauberbild erschienen ist. Ein unendlich rasches Durchfliegen großer Räume! Ist es nur die größere Schnelligkeit? Nein. Es ist Flügelschlag der Phantasie, d. h. ein Weiterspringen von Möglichkeit zu Möglichkeit, die einstweilen als Sicherheiten genommen werden. Hier und da von Möglichkeit zu einer Sicherheit und wieder zu einer Möglichkeit. –"

"Verhörer" als Interpretation...

Das heißt aber wohl: Die Annahme, was eine schriftlich oder akustisch nicht dechiffrierbare Stelle zu bedeuten habe, verdankt sich nicht zuerst der rationalen Überlegung. Die Mutmaßung, was etwas heißen könnte, ist vorab keine vernünftige Operation, sondern eine phantastische. Erst nachträglich, so Nietzsche weiter, werde Einfall durch Reflexion geprüft und eine Kausalerklärung gewissermaßen nachgeschoben. Die konjekturalen Brücken über verderbte oder vermeintlich unverständliche Stellen erweisen sich jedenfalls als eines: als Mutmaßung über einen, womöglich über den letzten Sinn. Und damit wechselt die Konjektur – und mit ihr der Verhörer – die Disziplin: Sie steht nicht mehr auf der Seite der strengen philologischen Übung der akribischen Textergänzung. Sie zeigt sich stattdessen als ein prinzipiell hermeneutischer Vorgang: Die Konjektur ist Deutung, der Verhörer Interpretation. Und der Ersatz, der in beiden Fällen stattfindet, ist einem rätselhaften Akt geschuldet, der selbst nicht zur Gänze kausal bestimmbar ist. Wie die philologische Konjektur, ist auch der Alltagsverhörer zuallererst ein Einfall – eine Inspiration.

...und Konjektur als Deutung

Wir dürfen das mit umso besserem Gewissen annehmen, als auch der sogenannte Vater der modernen Hermeneutik, Friedrich Schleiermacher, bereits ein halbes Jahrhundert vor Nietzsche die Konjektur eine "hermeneutische Operation" genannt hat, ein "divinatorisches Verfahren" des Verstehens, von "divinatio", der Weissagung, der göttlichen Gabe der Voraussicht. Zu dieser Art des Verstehens kommt man, wenn man sich einfühlt, hier also gewissermaßen in den Autor oder in die Stimme des Textes, oder, wie Schleiermacher noch viel konkreter sagt, "sich selbst gleichsam in den andern verwandelt" – eine Fähigkeit, die er interessanterweise auch eine "weibliche Stärke" nennt. Dieses vorwegnehmende Verstehen ist aber ganz besonders die Begabung von Kindern, die sich ja prinzipiell ein noch nicht Verstandenes vorläufig oder vorauslaufend erklären müssen. Bei Lernenden lässt sich diese Antizipationsleistung – in der Psychologie heißt sie mit einem Husserlschen Terminus "Protention" – immerfort beobachten: Ständig verstehen sie etwas, was sie eigentlich noch gar nicht verstehen können, ein zauberhaftes Phänomen und übrigens der Grund dafür, dass ich sehr gerne unterrichte. Mit dieser Gabe des vorwegnehmenden Verstehens versuche ich also, im Unverstandenen oder Unverständlichen eine Bedeutung zu stiften. Als hermeneutischer Akt ist die Konjektur daher ein Modell des Verstehens, eine Grundfigur der Sinnsuche schlechthin.

Am Ende bleibt alles Konjektur

Solches "konjekturales" Denken war aber schon wiederum ein halbes Jahrhundert vor Schleiermacher ein Prinzip aufklärerischer Welterkenntnis gewesen. Die Erscheinungen der Natur erweisen sich als Zeichen, denen der Menscheng Geist Bedeutung verleiht. Dieses Konzept bezieht sich auf den althehrwürdigen Topos vom

"Buch der Natur" zurück, das Gott der Herr geschrieben und seinen Geschöpfen zur Entzifferung aufgegeben habe. Das Moderne nun bei der Aufnahme dieses Gleichnisses im 18. Jahrhundert besteht darin, dass der letzte Sinn dieser Erscheinungen nicht mehr durch eine überirdische Instanz verbürgt ist. Das Buch der Welt besteht aus vielfach verderbtem Text, aus verwirrten Buchstaben. Welterkenntnis wird zu einer hochriskanten Operation: Der Mensch kann den Sinn der Schrift immer auch verfehlen. Mit Hypothesen, mit "Probieren" und "Nachsinnen", so sagt es etwa Georg Christoph Lichtenberg, versuchen wir "Sinn in die Körperwelt zu bringen", unter einem alles entscheidenden Vorbehalt, nämlich der prinzipiellen Frage, "ob alles für uns lesbar ist". Daher bleibt schließlich alles, was wir wissen, was wir verstehen können, am Ende Konjektur: der Entwurf eines Sinnes, eine vorläufige Konstruktion von Bedeutung, eine Vorwegnahme von Erkenntnis, eine vorläufige und instabile Luftbrücke über den Abgründen von Sinnlosigkeit. Der aufklärerische Mut besteht darin, daran zu glauben, dass man sich mit diesen, gleichsam in die Leere der Welt hinein- und vorausgeworfenen konjekturalen Strickleitern und Enterhaken am richtigen Sinn schließlich doch werde festmachen können.

Wird aus einem "Verhörer" Poesie?



Um zum Verhörer zurückzukehren: Wenn wir, zuerst in der Philologie und dann in der Philosophie, mit der Konjektur ein Modell des Verstehens, der "richtigen" Sinnkonstruktion vor uns haben – muss der Verhörer dann als "falsche" Konjektur gelten, eben als die Verfehlung eines ursprünglichen Sinnes? Als Lehrende müssen wir das ohne weiteres zugeben, insofern, als die Korrektur solcher Verhörer, zumal wenn sie sich in Prüfungsarbeiten reproduzieren, natürlich auch zu unserem Geschäft gehört. Da passiert es schon, dass Hörer und Hörerinnen manchmal von ihren divinatorischen Fähigkeiten verlassen werden und, geprüfterweise, zum Beispiel Dantes "Divina commedia" als eine Wiener Komödie inszenieren. Aber gerade diesem Beispiel lässt sich abhören, dass dieser

Einfall nun auf einer anderen Ebene durchaus Sinn macht und eine ironische Pointe abwirft.

Gewinnt der Verhörer gerade durch die Abweichung von einer feststehenden Bedeutung, durch seine eigensinnige Devianz, durch seinen "phantastischen Flügelschlag", wie Nietzsche sagte, nicht gerade eine besondere Qualität? Eine Qualität, die die Welt unter Umständen märchenhaft verschönt und noch den bedrohlichen Kieferorthopäden, den ein kleines Mädchen besuchen muss, in den freundlichen Käfer Otto Peter verwandelt? Und können wir diese Qualität des Verhörers, nach der philologischen und nach der philosophischen, zuletzt die poetische nennen? Und darunter den Eigensinn verstehen, mit dem jeder literarische Text gegen einen verordneten Sinn angeht – folgt man den Dekonstruktivisten, zuletzt noch gegen seinen eigenen? Ist der Verhörer nicht nur ein hermeneutisches Modell für die Rezeption, also die Deutung und Wiedergabe von Texten, sondern am Ende noch die eine Chiffre für die poetische Produktion, für das Entstehen von Literatur selbst? Ich möchte, zum Schluss kommend, eine Antwort mit Hilfe dreier literarischer Beispielen versuchen.

Von Fehldeutungen...

Das erste ist der erst jüngst auf Deutsch erschienene Roman des englischen Literaturwissenschaftlers und Romanciers David Lodge. Er heißt "Wie bitte?" und handelt, wie bei Lodge nicht unüblich, von einem Universitätsprofessor, in diesem Fall dem alternden Sprachwissenschaftler Desmond Bates, der sich wegen seiner zunehmenden Schwerhörigkeit in den Ruhestand zurückzieht. Die Ertaubung ist natürlich eine ständige Ursache von Verhörern, die hier also nicht auf einen Defekt des Codes, sondern einen des Rezeptionsorgans zurückgehen. Da Desmond vom Fach ist, kann er uns natürlich auch erklären, was bei einem Verhörer linguistisch passiert, dass also etwa nicht Vokale, sondern Konsonanten fehlgedeutet werden, was beispielsweise die interessante Frage aufwirft, ob man sich in konsonantenreichen Sprachen, etwa slawischen, öfter verhört als in anderen. Selbstverständlich kreierte der ganze Roman raffinierte Verhörer, die zugleich hintersinnige Wortspiele sind. Motiviert werden sie dabei durchaus psychoanalytisch. So verhört Desmond, in der deutschen Übersetzung, etwa "geschlossene Roll-Läden" als "erschossene Kollegen", was ein bedenkliches Licht auf die aggressiven Triebstreben britischer Akademiker wirft.

...und raffinierten "Verhörern"

Auch die verdeckten sexuellen Komponenten des Verhörers kommen keineswegs zu kurz, auch das war bei Lodge nicht anders zu erwarten. Aber zuletzt deutet der Roman die Alterserscheinung der Taubheit als Zeichen des Lebensendes, und da ist der englische Titel – "Deaf Sentence" statt "Death Sentence" – tatsächlich eine zukunftsweisende Vorausdeutung. Mit dem Verhörpotential von "deaf" und "death" wird der Roman eine Erzählung von den letzten Dingen. Diese Todesgewissheit überlagert noch die erotischen Konnotationen des Verhörers, etwa in der Andeutung von "deaf and the maiden", dem Tauben und dem Mädchen, hinter denen allegorisch der Tod und das Mädchen stehen. Der Krankheitsgewinn der Taubheit, nämlich sich von unerwünschten sozialen Kontakten zurückziehen zu können, wird schließlich, analog zu Freuds Todestrieb, als "deaf instinct" (statt: "death instinct") bezeichnet. Dass Lodges Roman Freudianische Motivationen auf solch offensichtliche Weise ständig ins Spiel bringt, läßt mich auf meine Ausgangsfrage zurückkommen, warum der Verhörer in Freuds "Psychopathologie des Alltagslebens" tatsächlich nicht verzeichnet ist. Eine erste, allerdings etwas klinische Erklärung wäre, dass der Verhörer vom Mediziner Freud eben deshalb ausgeschlossen wurde, weil er zumindest auch die Folge eines organischen Defektes sein kann.

Den Dichtern vorbehalten

Das zweite Beispiel stammt aus einem Brief von Marie von Ebner-Eschenbach, der ersten Ehrendoktorin dieses Hauses, aus dem Jahr 1889. Sie schreibt: "Kennen Sie die Geschichte von der alten Dame, die beim: *Ite, missa est*, immer mitsang: *Il y mit une ânesse?*" Anstelle der Entlassungsformel am Ende der Messe hört die vermutlich aristokratische Dame, die sich wohl des Französischen als Konversationssprache bedient, ein "Er hat eine Eselin dahin gestellt" (oder freier: "dortin ausgesandt"). Mit viel Selbstironie fährt Marie von Ebner-Eschenbach fort: "Als eine Freundin sie auf diesen Irrtum aufmerksam machte, antwortete sie ihr, daß sie sich in viel zu vorgerückten Jahren befände, um etwas an ihren Gewohnheiten zu ändern. Gerade in derselben Lage bin ich der modernen Genialität gegenüber." Adressat dieses Briefes ist aber niemand anderer als Josef Breuer, Sigmund Freuds Verbündeter in der

Gründungsphase der Psychoanalyse. In einführender Selbstverkleinerung erscheinen hier Ebner-Eschenbachs Vorbehalte gegen die zeitgenössische Avantgarde in literarischer, philosophischer und, avant la lettre, psychoanalytischer Hinsicht. Ihr gegenüber hält sie an der Autonomie des Poetischen fest. Und damit trifft sie möglicherweise auch einen weiteren Grund für das Fehlen des Verhörers in der "Psychopathologie des Alltagslebens". Freud könnte eine "Fehlleistung" ausgespart haben, die sich durch unbewusste Motive tatsächlich nicht ausreichend erklären lässt. Sowohl als hermeneutische Anstrengung als auch als poetischer Einfall überschreitet der Verhörer die Kategorie des Fehlgeleisteten. Als Figur des Weltverstehens und der dichterischen Inspiration bliebe er von Freud, der die Intuition der Dichter immer bewundert und respektiert hat, in vielsagender Weise unangetastet.

Vom Nichtverstehen zur Welteinsicht

Eine solche Figur des Weltverstehens entwirft uns zuletzt Johann Peter Hebels merkwürdige Geschichte vom "Kannitverstan" (1808). Ein reisender Handwerksbursche kommt nach Amsterdam, gerät ins Staunen über die prächtigen Gebäude und fragt schließlich einen Vorübergehenden nach dem Besitzer eines besonders eindrucksvollen Hauses. "Kannitverstan" antwortet der, weil er, als Holländer, von der deutschen Frage nichts verstanden hat, was der Handwerksbursche aber wiederum als Eigennamen versteht. Auch die prächtigen Schiffe im Hafen gehören, wie seine Nachfrage erweist, diesem reichen und mächtigen Herrn Kannitverstan. Zuletzt aber erblickt der Handwerksbursch einen Leichenzug, und als er sich erkundigt, wer da begraben werde, ist es wiederum Kannitverstan. Das Faszinierende dieser Kalendergeschichte besteht in dem eigenartigen Rückkoppelungseffekt: Der Ausdruck des Nichtverstehens selbst wird als Nomen proprium decodiert, und was dieser Fehlleistung entspringt, ist umgekehrt eine ultimative Welteinsicht: Dass Reichtum und Macht gegen die Endlichkeit des Lebens nichts vermögen. Wenn wir solche poetischen Texte lesen, haben wir uns am Ende immer "verhört", und mit diesem Verhörer das, was uns die Dichter sagen, vielleicht am allerbesten verstanden.